

Ingrid Holm

Maandaggang

Karibisches Segelabenteuer

2024

Autorin: Ingrid Holm
Umschlag: Ute Hohmann
Formatierung: Ute Gärtner
Lektorat: Georg-Ove Daniel

Druck und Distribution im Auftrag von Ingrid Holm:
tradition GmbH, Halenreihe 40-45, 22359 Hamburg,
Deutschland

ISBN: 978-3-384-27110-5
Paperback :

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist
urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die
Autorin verantwortlich.

Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung
unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen
im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter :
Ingrid Holm, Philipp-Lassen-Koppel 19
24943 Flensburg, Deutschland

Inhalt

Prolog.....	7
Wie alles anfing	9
San Juan, Puerto Rico	17
Dominikanische Republik.....	20
Puerto Plata	31
Michris	49
Mañana.....	72
Werftzeit.....	87
Der erste Törn	96
Seglergemeinschaft	148
Haiti.....	160
Jamaika	179
Bay Islands.....	207
Guatemala	246
Belize	282
Kind an Bord.....	327
USA.....	340
Hurrikansaison	372
Alan.....	380
Maandaggang duert nich lang.....	381
Danksagung.....	384

Prolog

Nach dem Abendessen saßen Harri und ich noch eine Weile im Cockpit. Mond und Sterne leuchteten an dem wolkenlosen Himmel, und eine leichte Brise erfrischte uns nach einem heißen Tag. Von Land drang Musik zu uns herüber. „An den Wochenenden ist in den Hotels hier ja immer richtig was los“, bemerkte Harri.

Das Geräusch eines Außenbordmotors lenkte unsere Aufmerksamkeit auf das kleine Boot, das auf Michris zuhielt. „Harri, kommst du noch auf ein Bier mit an Land?“ fragte Achmed, unser Bootsnachbar, als er bei uns längsseits ging. Das ließ Harri sich nicht zweimal fragen und verschwand bald mit Achmed in der Dunkelheit.

Ich legte mir ein paar Kissen auf die Backbordseite im Cockpit und machte es mir bequem. Mein Blick schweifte über den Himmel, ruhte dann für einen Moment auf dem Sternbild des Großen Wagens und zog dann weiter über dessen rückwärtigen Teil in Richtung Nordpolarstern. „Es ist schon bemerkenswert, wie unser Nachthimmel mit seinen Sternen uns Orientierung geben kann“, waren meine Gedanken. Ich schloss die Augen, hörte das Wasser an dem Rumpf von Michris plätschern. Ein Dinghy mit Außenborder fuhr vorbei.

„Wir haben schon auf ruhigeren Plätzen geankert“, dachte ich und Bilder von den Ankerplätzen auf Dominica, Haiti und den Cays von Belize erschienen vor meinem inneren Auge. Welche Ruhe hatten wir dort genießen können. Wieder schallte Musik von Land herüber und riss mich aus meinen Träumen. Ja, hier auf Key West tobte das Nachtleben. Aber da war noch ein anderes Geräusch, leises Weinen.

„Ich komme, Hein Mück“, sagte ich während ich aufstand. Ja, es war jetzt auch seine Zeit, um noch einmal gestillt zu werden.

Eigentlich hieß er ja Alan, aber wir hatten ihn von Anfang an liebevoll Hein Mück genannt. Ich nahm den Kleinen aus der Vorschiffskoje, blieb aber zunächst mit ihm unter Deck. Als er satt und frisch gewickelt war, nahm ich ihn mit ins Cockpit, legte mich wieder auf die Kissen und Hein Mück auf meinen Bauch, und sumnte ihm ein Schlaflied vor.

Ich fragte mich, wie es wohl von hier weitergehen würde. Würden wir mit dem Kleinen an Bord tatsächlich den Mut haben, um den Atlantik in Richtung Europa zu überqueren? Die Erfahrungen, die wir auf dem Törn hierher gemacht hatten, sprachen eigentlich dagegen. „Ach ja, Hein Mück“, begann ich meine Gedanken in Worte zu fassen, „es ist so schön in der Karibik, und auch Key West ist doch ein schöner Ort, die Menschen sind gastfreundlich und lebensfroh, und es gibt keine langen dunklen Winter. Vielleicht finden Mama und Papa ja eine Möglichkeit, um hier zu bleiben und die Karibik weiter zu erkunden“, flüsterte ich dem Kleinen ins Ohr. „Schließlich ist es uns schon einmal gelungen uns einen Traum zu erfüllen“.

Wie alles anfang

Unser gemeinsames Leben begann 1976 auf der „Gotteslohns-Warft“ in Büttel-Eck nahe Husum. Ich war bei der Suche nach einer Wohnung oder Wohngemeinschaft auf die Gemeinschaft in Büttel-Eck gestoßen. Hier wohnten ein Erzieher und zwei Erzieherinnen, so wie ich auch war. Mein erster Besuch fiel sehr positiv aus, wobei mir der einzige Mann in der Runde ganz besonders gut gefiel.

Im September zog ich ein, im November begann unsere Liebes- und Lebensbeziehung. Harri hieß er. Das Leben auf dem Lande sowie der gute Kontakt zum Nachbarbauern hatten ihn dazu inspiriert, es neben der Arbeit im Theodor-Schäfer-Werk, einem Rehabilitationszentrum für Menschen mit Behinderungen, mit ein wenig Landwirtschaft zu versuchen. Er hatte Hühner angeschafft und in Gesprächen mit dem Nachbarn herausgefunden, dass der Stall auf der Gotteslohns-Warft für Schweinehaltung groß genug war, wenn man sich auf Ferkelerzeugung spezialisierte. Zehn Sauen, ein Eber, und dann die Ferkel zum Mästen weiterverkaufen. Harri suchte einen Partner und fand in mir eine Partnerin, auch für dieses Unternehmen.

Nach und nach kauften wir tragende Sauen, schliefen, wenn die Geburtstermine nahten, im Stall auf Strohballen, und retteten dadurch so manches Ferkel vor dem sicheren Tod durch Erdrücken oder durch Bisse ihrer Mutter. Das Unternehmen lief gut an.

Dann kam der Tag, an dem sich einiges verändern sollte. Harri war auf der Koppel, um Zaunpfähle einzuschlagen, als der Vermieter ihn suchte. Weil er ihn im Haus nicht fand, machte er sich draußen auf die Suche und nahm sich die Frechheit heraus, Schröder, den Schäferhundwelpen, den Harri kurz zuvor von seinem Bruder geschenkt bekommen hatte, mit auf die Suche zu nehmen. Für die Erziehung eines Welpen ein absolutes No-Go.

Harri wurde wohl sehr unhöflich gegenüber dem Vermieter, der sprach daraufhin die Kündigung für ihn aus, für Wohnung und Stall. Das bedeutete natürlich, dass auch ich die Gotteslohns-Warft verlassen würde.

Wir suchten nun einen Resthof in der Umgebung, denn eines war klar, mit der Schweinehaltung wollten wir weitermachen. Ein Makler, den Harri anrief, stellte die Frage: „Mieten oder kaufen?“, und Harri gab die Frage weiter an mich. Über das Kaufen hatte ich mir noch gar keine Gedanken gemacht, und sagte mehr oder weniger abwesend, weil ich eigentlich mit anderen Dingen beschäftigt war: „Ja, können wir denn kaufen“? Wir konnten.

Im Mai 1978 zogen wir auf unseren Resthof in Weddingstedt. Er lag etwas abgelegen, bis zum nächsten Bauern war es ungefähr ein Kilometer, bis zum Dorf auch. Nicht alle Bewohner Weddingstedts waren uns wohl gesonnen. „Hätte ja auch einer aus dem Dorf kaufen können“, waren einige Bauern sich einig.

Aber der Müller des Dorfes, der nächste Nachbar, und die Damen aus dem Dorfkrug verhielten sich korrekt und waren freundlich. Beim Müller in der alten Windmühle kauften wir das Tierfutter. Der nächste Nachbar kaufte uns Heu ab. Bei den Damen im Dorfkrug tranken wir hin und wieder ein Bier.

Wir stellten bald fest, dass der Stall den Schweinen nicht gut tat. Hatten wir vorher zehn bis zwölf Ferkel pro Wurf einer Sau, so waren es in Weddingstedt gerade einmal sechs. Die Sauen wurden krank. Die „Schwabensau“ erlitt sogar einen Herzinfarkt, sodass wir sie notschlachten mussten. Ernst, der Wirt des Schlichtinger Dorfkrugs, zu dem wir ein gutes Verhältnis hatten, half uns dabei. Dafür hatten wir aber Erfolg mit den Hühnern. Von den zehn, die wir hatten, reichten die Eier immer für den eigenen Bedarf, und zwei von ihnen brüteten sogar regelmäßig im Frühjahr. So war auch genügend Hähnchenfleisch sichergestellt.

Drei Ziegen sorgten für genug Nachwuchs, um Wurst zu machen,

und für reichlich Milch, sodass wir Ziegenkäse herstellen konnten. Den Käse boten wir auf selbstgebackenem Brot freitags und samstags in der „Alten Kate“ in Wesseln bei Heide zum Verzehr an. Die Alte Kate war der Treffpunkt der Dithmarscher Szene am Wochenende, Kneipe und Disko in einem, und nachdem wir einen ordentlichen Deckel dort stehen hatten, regte der Kneipenbesitzer an, wir könnten doch Käsebröte dort anbieten, denn nicht jeder wollte Warmes aus der Küche. Harri buk das Brot, ich stellte Ziegenkäse her. Die belegten Bröte nahmen wir dann freitags mit. So kamen wir nach unseren Kneipenbesuchen meistens mit mehr Geld nach Hause, als wir mitgebracht hatten.

Die Schafe machten am wenigsten Arbeit. Sie liefen grasend auf den Weiden, bekamen etwas Kraftfutter und wurden einmal im Jahr geschoren. Die Wolle spann, färbte und verarbeitete ich. Die Lämmer wurden bei einer guten Größe verspeist.

Fünf Bienenvölker, vor denen wir anfangs bannig Respekt hatten, in deren Handhabung wir aber immer sicherer wurden, gaben reichlich Honig her. Wir konnten sogar von dem guten Rapshonig verkaufen. Und natürlich durfte ein Pferd nicht fehlen.

Zuerst Annabell, die wir aber dem Pferdehändler zurückgaben, weil sie lahmt. Dann kam Allah, eine tragende Traberstute, die wir geschenkt bekamen unter der Bedingung, das Fohlen, das bei ihr lief, und das, das sie noch trug, aufzuziehen und dann an den Besitzer zurückzugeben. Wir spannten Allah vor die kleine Kutsche, die wir hatten, selten zwar, aber doch zu ausgewählten Gelegenheiten. Das Fohlen lief treu nebenher.

Der Garten quoll über vor biologisch-dynamisch angebautem Gemüse, die Sträucher versorgten uns mit reichlich Beeren, die Bäume mit Äpfeln und Birnen. Auf dem Acker wuchsen Kartoffeln und Bohnen. Zu anderen Resthöfen, Wohngemeinschaften und alternativ Lebenden hatten wir guten Kontakt.

Alles bis auf die Ferkelerzeugung lief gut, und deshalb trennten

wir uns bald von den Sauen, und von Max, dem Eber, auf dem ich einmal unfreiwillig geritten war. Er sollte zu einer Sau in den Stall, um sie zu decken. Damit er nicht an ihrem Hock vorbeilief, stellte ich mich ihm breitbeinig in den Weg. Er duckte sich ein wenig, um zwischen meinen Beinen hindurchzukommen, was ihm aber nicht ganz gelang. Dafür saß ich aber nun auf ihm und ritt bis zum Ende des Ganges, bevor ich mich an einer halbhohen Mauer festhalten und herunterziehen konnte.

Obwohl alles bis auf die Ferkel gut lief, fehlte uns etwas. Eine gewisse No Future-Stimmung hatte sich bei uns breit gemacht. Zumindest No Future in Deutschland. Der kalte Krieg schürte ein ungutes Gefühl. „Das, was wir hier tun, das könnten wir auch in Irland machen“, bemerkte Harri eines Tages, „Land ist dort günstig zu bekommen.“

Der Diavortrag eines Weltumseglers, den wir eher zufällig besuchten, weckte dann aber ganz andere Bedürfnisse in uns. „Ein Regenbogen in der Gischt am Vorschiff, das muss man gesehen haben“, schwärmte Harri, „und wochenlang keine anderen Menschen zu sehen, nur Wasser, Wind und Wellen, das ist doch eine Erfahrung“. Dass wir ganz gut zu zweit sein konnten, daran hatten wir keinen Zweifel, waren wir doch während der Schneekatastrophe 1978/79 eine ganze Woche nicht von unserem Hof herunter gekommen und hatten keine Besucher empfangen können, weil der Weg, der zu uns führte, verschneit war, und erst nach einer Woche von der Gemeinde geräumt wurde. Wir hatten diese Zeit richtig genossen, hatten wir doch alles zu essen, das wir und die Tiere brauchten, und waren uns einfach genug gewesen.

Gebhard, Moitessier, Koch, Erdmann und Pieske wurden nun in den Wintermonaten zur angesagten Lektüre. Der Wunsch nach Freiheit und Abenteuer auf den Weltmeeren wurde beim Lesen immer größer. Bilder und Berichte der Südsee brannten sich in unser Gedächtnis ein. Mit diesen neuen Träumen veränderten sich

unsere Sommeraktivitäten. Wenn die Tiere versorgt waren, das Land bestellt, hieß es nun nicht mehr Bogenschießen, reiten oder Pferdekutsche fahren, sondern segeln lernen.

Als Tochter eines Fischers war ich zwar schon als Kind mit zum Fischen auf die Nordsee gefahren. Segeln aber war etwas vollkommen Neues für mich, für Harri als Großstädter erst recht. Unsere erste Segelerfahrung machten wir mit der Jolle des Freundes eines Freundes, und eben diesen beiden Personen. Von Schülpersiel aus ging es auf die Eider, den Fluss, an dem ich in dem nur einige Kilometer entfernten Tönning aufgewachsen war. Beeindruckend war für mich die Schräglage dieser Jolle gewesen, und dass sie trotz dieser Schräglage nicht umkippte. Zum Ende des Törns mussten wir allerdings, weil der Wind eingeschlafen war, die Jolle durch den Priel im Watt zum Hafen zurückziehen.

Die nächsten Segelerfahrungen machten wir mit Peter, den wir über einen anderen Freund kennenlernten. Peter besaß einen Jollenkreuzer, der im Meldorfer Hafen lag. Sein Revier war die Meldorfer Bucht. Als begeisterter Segler gab er auch gerne sein Wissen an uns weiter. Er wies uns ein in das Setzen und Bergen der Segel, ins Steuern, Ankern und Anlegen. Manchmal ließen wir das Schiff trockenfallen und erkundeten das Watt. Ein anderes Mal hieß es dann, nachdem er mir die Pinne in die Hand gedrückt hatte: „Bleib mal im Tonnenstrich und segele nach Büsum!“. Dorthin segelten wir öfter, legten an, und gingen ein Eis essen oder ein Bier trinken, bevor es dann zurück ging in den Meldorfer Hafen. Meine anfängliche Skepsis gegenüber der Krängung wich dem Spaß am Segeln. Außerdem krängte der Jollenkreuzer auch bei weitem nicht so wie die Jolle.

Im nächsten Winter lasen wir Bücher, die die Technik des Segelns und die Seemannschaft beschrieben. Ich besorgte mir Material sowie die Prüfungsfragen und -antworten für den Sportbootführerschein aus der Bücherei. Autodidaktisch brachte

ich mir das nötige Wissen bei, und wenn ich Fragen hatte, dann ging ich zu meinem Vater. Der vermittelte mir die Lichterführung in Form von kleinen Reimen, wie z.B.: „Kommt grün, weiß, rot voraus in Sicht, dann mach ich beide Augen dicht.“

Im Büsumer Hafen machte ich ein paar Praxisstunden auf einem umgebauten alten Fischkutter, lernte An- und Ablegen, Mann-über-Bord-Manöver, meldete mich dann in Lübeck zur Prüfung an, und bestand mit null Fehlern.

Harri war der Meinung, es würde reichen, wenn einer von uns den Sportbootführerschein hätte. Deshalb beschäftigte er sich mit Astronavigation. Bei all diesen Aktionen wurde die Gewissheit immer größer: „Ja, das wollen wir! Wir segeln um die Welt!“. Wir nahmen deshalb jede Gelegenheit wahr, mit Peter auf der Nordsee zu segeln und unser Wissen und unsere Fertigkeiten zu verbessern. Uns war aber schon klar, dass wir trotz allem noch Anfänger waren, und die Frage tat sich auf, „wo soll unser Seglerleben beginnen“?

Ein Schiff an Nord- oder Ostsee zu kaufen und von dort loszusegeln, kam für uns nicht in Frage. Ärmelkanal und Biskaya? „Nein danke, wohl nichts für Anfänger.“ Das Mittelmeer? „Zu überlaufen.“ Unsere Vorstellung war es, dorthin zu gehen, wo es Schiffe gab, die wirklich auf dem Weg waren, und wo sich unter Umständen eine Mitsegelgelegenheit anbieten würde. Kanarische Inseln? „Nee, wir wollen doch nicht gleich mit einer Atlantiküberquerung beginnen.“ Auch hörten wir von Seglern, die nach ihrer Atlantiküberquerung die Nase voll hatten vom Segeln und ihr Schiff ganz schnell loswerden wollten und es günstig anboten. Auf dem Leuchtglobus in unserem Wohnzimmer schauten wir uns immer wieder den Ort unserer Träume an: Die Karibik.

„Wasser hat keine Balken!“, „Bleibe im Land und nähre Dich redlich!“. Mit diesen Sprüchen reagierte meine Mutter auf unser Vorhaben, unseren Resthof zu verkaufen, und ein Leben als

Langzeitsegler zu beginnen. Auch meinem Vater wäre es lieber gewesen, wenn wir in Dithmarschen wohnen geblieben wären, zwanzig Autominuten vom Elternhaus entfernt. Aber als Fischer, der als Junge selber eine Segeljolle hatte und gerne eine Karriere bei der Handelsmarine begonnen hätte, konnte er nichts gegen unser Vorhaben sagen, das ich nicht widerlegen konnte.

Aber auch Freunde standen uns verständnislos gegenüber: „Ihr habt den Hof doch noch gar nicht so lange!“, „Was wollt ihr denn mit den Tieren machen? Ihr habt es doch so schön!“. Ja, wir hatten es schön. Aber unser Verlangen, etwas Neues zu probieren und die Lust auf Abenteuer waren größer als jegliche Vernunft.

Im September 1982 war der Kauf- bzw. Verkaufsvertrag für unseren Hof unterschrieben. Bis zum 31.12. hatten wir den Hof zu räumen. Wir verkauften die Tiere, und die, die wir nicht so einfach verkaufen konnten, gaben wir in gute Hände ab, so unseren treuen Schäferhund „Schröder“. In den letzten Wochen vor unserem Abflug wohnten wir bei meinen Eltern, verbrachten aber die meiste Zeit damit, noch einen „letzten“ Einkauf zu tätigen und uns von den vielen Freunden und Bekannten in Dithmarschen zu verabschieden.

Als Ziel in der Karibik hatten wir uns Puerto Rico ausgesucht. Hier sprach man neben Spanisch auch noch Englisch, und das Ticket für den Flug war günstig. Allerdings ging der Flug ab Brüssel. Aus einigen Angeboten von Freunden, die uns dorthin fahren wollten, nahmen wir das von Jürgen gerne an. Mercedes Diesel, KFZ-Mechaniker, leidenschaftlicher Autofahrer. Da konnte ja nichts schiefgehen.

Als wir dann am 17. Dezember am Schalter des Brüsseler Flughafens standen, hieß es allerdings, das Flugzeug, ein Direktflug nach New York, sei voll. Nach einer kurzen Schrecksekunde und empörten Ausrufen ging dann allerdings doch alles gut aus. In einen Cityhopper nach Amsterdam, und von dort

ging es mit einem Jumbo weiter nach New York, John F. Kennedy International Airport. Hier durchwachten wir die Nacht, neben unserem Gepäck liegend in einem Aufenthaltsraum, und flogen am nächsten Mittag mit einer Maschine der Capitol Air, in erbärmlichen Zustand und mit aufgeschlitzten Sitzen, nach San Juan, Puerto Rico.

San Juan, Puerto Rico

Der Landeanflug am frühen Nachmittag war ein spektakuläres Erlebnis für uns. Riesige Wolkenberge musste das Flugzeug durchfliegen. Regen prasselte an die Scheiben, Turbulenzen rüttelten am Flugzeug, bis wir endlich nach einer gefühlten Ewigkeit die Wolkendecke durchbrachen und bei herrlichstem Sonnenschein in San Juan landeten. Heiße, schwüle Luft empfing uns und raubte uns fast den Atem. Einreise- und Zollformalitäten waren schnell erledigt, drei Monate Aufenthaltsgenehmigung. Und dann standen wir auf dem Flughafen, von karibischer Musik beschallt, zwischen all diesen anders aussehenden Menschen, und dachten nur noch daran, möglichst schnell ein Hotel zu finden, um uns mal so richtig auszustrecken, zu duschen und anzukommen.

Wir fanden eine Schautafel mit Hotelangeboten, die allerdings in anderen Orten der Insel waren und die wir auch als extrem teuer empfanden. Erst als wir zum Luftholen vor das Gebäude gingen, zeigte sich Erfolg. Ein Taxifahrer war auf uns aufmerksam geworden und konnte uns ein günstiges Hotel in der Stadt empfehlen, und natürlich auch dorthin fahren.

So verbrachten wir unsere erste Nacht in der Karibik in der Pension „Old San Juan“ mit plüschiger Ausstattung. Abgesehen von einem anderen Paar Rucksacktouristen war die Pension vorwiegend von Puerto Ricanern besucht. Nachdem wir ausgiebig geduscht und so etwas wie einen Burger gegessen hatten, fielen wir in einen tiefen Schlaf.

Die Pension Old San Juan lag in dem gleichnamigen Stadtteil. Bis zum Hafen war es nicht weit. Allerdings stellten wir fest, dass der Hafen eher ein Industrie- und Kreuzschiffahrtshafen war. Wir lernten hier aber einen Seemann kennen, Manuel, der auf einem Kümo im Hafen lebte. Er hatte den Job eines Boatsitters auf dem im Hafen vor Anker liegenden Schiff. Man wartete auf die nächste

Ladung, was durchaus Tage bis Wochen dauern konnte. Damit das Schiff nicht geplündert wurde, wohnte Manuel an Bord.

Er zeigte uns die Stadt, das Fort, die Kneipen, und für den nächsten Abend lud er uns zum Essen an Bord ein. Wir hatten nicht wirklich damit gerechnet, dass er zum verabredeten Treffpunkt kommen würde, aber er war sogar schon vor uns dort und wartete. Mit dem Beiboot mit Außenborder ging es durch das Hafenbecken, dann über eine Jakobsleiter an Bord. Nach einem Rundgang über das Schiff, mit Besichtigung des Laderaumes, der Kajüten für die Besatzung und einem Blick in den Motorraum saßen wir in der Kombüse, tranken Cola, erzählten von Deutschland, und hörten, was für uns viel wichtiger war, Geschichten von der Seefahrt, von fremden Ländern, der Piraterie vor der Küste Kolumbiens und der Drogeninsel in den Bahamas, von der man sich besser fern hielt, wollte man nicht erschossen werden. San Juan würde von Yachten selten angelaufen, erfuhren wir von Manuel, aber in Fajardo im Osten und Ponce im Süden der Insel, würde es Marinas für Segelschiffe geben.

Später an der Bar in der Pension überlegten Harri und ich, ob wir den Stützpunkt für unsere Mission nach Ponce oder Fajardo verlegen sollten. Aber da kreuzten Sven und Lena, ein schwedisches Paar, unseren Weg. Sie waren schon oft zusammen gereist und versuchten möglichst, dem langen dunklen Winter Schwedens zu entfliehen. Südeuropa, Indien, Südamerika und auch die Karibik hatten sie schon einmal bereist.

„Puerto Rico ist für Rucksacktouristen zu teuer“, stellte Sven fest. Für sie war San Juan nur ein Zwischenstopp wegen der günstigen Flugverbindungen. Ihr eigentliches Ziel war Haiti, das sie über die Dominikanische Republik erreichen wollten. In Haiti hatten sie Freunde, die dort humanitäre Hilfe leisteten. Die Dominikanische Republik hatten die beiden früher schon einmal besucht. Kosten für Lebensmittel, Restaurants und Hotels betrugen im Vergleich zu

Puerto Rico nicht einmal die Hälfte.

„Und Segler?“, wollte Harri wissen. „Ja, Segler gibt es“, meinte Sven. „Jedenfalls die Fahrtensegler, für die günstiger Proviant ja auch wichtig ist. In Puerto Plata gibt es ein Hafenbecken, in dem auch Segelschiffe festmachen“.

Lena schwärmte von der landschaftlichen Schönheit der Dominikanischen Republik. Am nächsten Tag saßen wir mit den beiden in einem Reisebüro, um einen Flug dorthin zu buchen.

Dominikanische Republik

Am 24. Dezember hob kurz nach zehn Uhr das zweimotorige Flugzeug mit ca. fünfzig Passagieren an Bord vom Flughafen San Juan ab. Es war das erste Mal, dass ich an meinen Geburtstag nicht zu Hause war. Stattdessen saß ich in dem Flugzeug mit Ziel Santo Domingo. Die freundliche Stewardess servierte Cola oder Rumpunsch und Erdnüsse. Kaum hatten wir die Reishöhe erreicht, setzte der Pilot auch schon wieder zum Landeanflug an. Gegen zwölf Uhr standen wir mitsamt unserem Gepäck in der Mittagshitze vor dem Flughafengebäude in Santo Domingo. Laute Musik dröhnte aus verschiedenen Richtungen zu uns herüber, und dominikanische Männer bedrängten uns mit „Taxi? Taxi!“ Wenn wir allerdings das Wort „Samaná“ sagten, dann ließen sie von uns ab. Ich witzelte, ob das wohl ein verwunschener Ort sei.

Samaná, einen Ort im Norden der Dominikanischen Republik an gleichnamiger Bucht gelegen, hatten wir uns als Reiseziel ausgesucht. Sven vermutete, dass die Bucht auch für Segler interessant sei. Er und Lena wollten von dort Richtung Puerto Plata weiterreisen, dann weiter nach Haiti. Während Sven, der gut Spanisch sprach, die Organisation einer Fahrgelegenheit übernahm, suchten Lena, Harri und ich uns einen schattigen Platz. Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis Sven zurückkam und verkündete, er habe ein „Guagua“ gefunden, eine Art Sammeltaxi. Wir würden zunächst nach Sabana de la Mar fahren, und von dort die Fähre nach Samaná nehmen.

Nachdem unser Gepäck auf dem Dach des Toyota-Kleinbusses verstaut war, stiegen wir in das Innere des Wagens. Eine dicke Frau saß in der Mitte einer Sitzreihe und hatte zwei Hühner auf dem Schoß, die an den Beinen zusammengebunden waren. An den Bewegungen der Augen konnte ich erkennen, dass die Hühner lebten. Sie rührten sich sonst aber absolut nicht. Stress? Panik?